



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

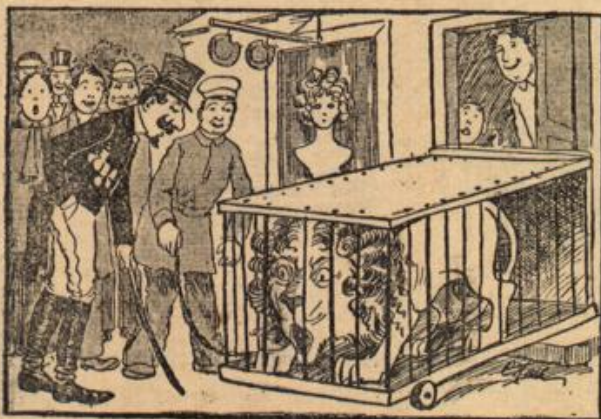
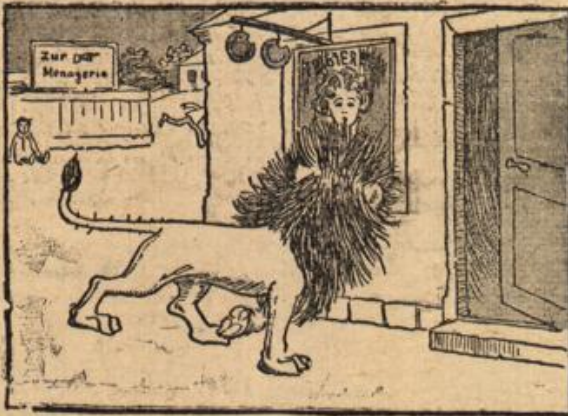
(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

— Auch ein Grund. —



„Ich sehe schon an meinem Mann, was die Männer für ein verdorbenes und verworfenes Geschlecht sind.“
 „Haben Sie denn geheiratet, um uns Frauen an diesem Geschlecht zu rächen?“

Ein Opfer seiner Eitelkeit oder wie der entsprungene Löwe eingefangen wurde.



Fein herausgerissen.

Junge Dame: „Wieviel mag wohl die Uhr schon sein, Herr Doktor?“

Student: „Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, verehrtes Fräulein, die meinige bleibt immer gleich stehen, sobald ich Sie erblicke, vor lauter Herzklopfen!“

Aus der Schule.

Lehrer: „Man muß also stets darauf achten, daß Einnahmen und Ausgaben balanzieren. Was sollte auch jemand machen, wenn er zum Beispiel 10000 Mark Ausgaben hätte und nur 500 Mark Einnahmen?“

Moritzchen: „Pleitel!“

Der Gipfelpunkt der Zerstretheit.



Professor (seinem Kollegen begegnend, der beide Hände in den Rocktaschen hält): „Verzeihen Sie, Herr Kollege, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, Sie haben wohl Ihre Hände zu Hause vergessen?“

Sehr à propos.

Arzt: „Und wie steht es denn also mit dem Appetit?“

Patient: „Na, wenn Sie gerade so recht wat Knusprigjet dahaben, Herr Doktor!“

Richtig motiviert.

„Weshalb sagen Sie denn immer zu Ihrer Frau teuerste Gattin?“

„Ja, wissen Sie, die beiden andern, welche ich früher besaß, haben mich lange nicht so viel gekostet!“

Vom Stammtisch.

„... Ja, meine Herren, das hätten Sie einmal sehen sollen, wie am Schlusse der Schlacht mein Helm mit Kanonentugeln gespißt war.“

~ ~ Pünktlich ausgeführt. ~ ~

Wenn jemand pünktlich und gewissenhaft ist, so sind das zweifellos schöne Tugenden, wodurch man jedes Menschen Herz erfreuen kann; unter Umständen natürlicher Weise! Pünktlichkeit ist ja sogar die „Höflichkeit der Fürsten“, wie man zu sagen pflegt.

Weshalb sollte also der Herr Rechtsanwalt und Notar Spitzfunder nicht ebenfalls dieser edlen Tugend huldigen, war er doch eigentlich der Fürst aller Rechtsanwältle in der gesamten Gegend ringsumher. Er liebte aber auch wirklich die Pünktlichkeit in einer Weise, daß es geradezu rührend war. Wenn ihm z. B. irgend jemand unter seinen Klienten nicht pünktlich die Prozeßkosten bezahlte, so konnte er sicher sein, daß ihn der Herr Rechtsanwalt pünktlich verklagte, sich pünktlich zu dem neuen Termin einfinden und den Verklagten nachher ebenso pünktlich — auspfänden ließ. — Dies alles besorgte er auf das Gewissenhafteste! Und da er nun selbst eben ein so überaus pünktlicher und gewissenhafter Mensch war, so beanspruchte er diese Tugenden selbstverständlich auch von anderen, und so kam es denn auch eines guten Tages mal, daß er in Notariatsgeschäften eine Reise nach einer kleinen Provinzialstadt zu machen hatte, wohin allerdings nur eine Sekundärbahn führte, die sich ja — wie man leider weiß — allerdings nicht gerade durch allzu große Pünktlichkeit im Eintreffen der Züge auszuzeichnen pflegen. Traurig, aber war. —

Indes, auf dem Fahrplan stand es nun mal deutlich geschrieben, daß der betreffende Zug, mit welchem der Herr Notar dort eintreffen wollte, pünktlich 10 Uhr 29 in dem Städtchen einlaufen werde, und hierauf verließ sich denn also auch der Herr Spitzfunder.

Nun war es aber kalte Winterszeit, und der Bahnhof lag, wie er mußte, weit draußen vor der Stadt. Der Herr Rechtsanwalt hielten es daher doch für zweckentsprechend, am Tage vor seiner Abreise noch eine Depesche an seinen dortigen Kollegen zu senden, mit dem er allerdings insofern gegenwärtig auf einem etwas gespannten Fuße stand, als dieser „Kollege“ die Interessen der feindlichen Partei zu vertreten hatte!

Aber das soll ja wohl unter Kameraden ganz egal sein? Kurz und gut, die Depesche wurde pünktlich abgeschickt und lautete folgendermaßen:

Bitte morgen vormittag pünktlich 10 Uhr 29 Schlitten auf dem Bahnhofe. Spitzfunder.

Das waren zwar zwei Worte über die Lage von 50 Pfennigen und kosteten infolgedessen 10 Pfennig mehr, aber was kommt es bei unseren heutigen Rechtsanwaltsgebühren auf ein so kleines, winziges Stümchen an. —

So ging denn nun die Reise los, und wahrhaftig, der Sekundärzug hielt diesmal — wahrscheinlich aus Rücksicht auf die peinliche Pünktlichkeit des Herrn Spitzfunder — richtig Wort und lief genau 10 Uhr 29 auf dem Bahnhofe ein. Wer war froher als unser Herr Notar? So etwas liebte er. Wenn nun auch nur der telegraphisch bestellte Schlitten ebenso pünktlich zur Stelle war, so konnte er noch ganz bequem am Nachmittage wieder zurückfahren und brauchte nicht in dem kleinen jammervollen Neste, das er zwar noch nicht kannte, zu übernachten.

Er ging also in froher Erwartung durch die Bahnhofshalle und war eigentlich recht gespannt, wie die Sache sich nun wohl verhalten würde. So kam er auf die andere Seite. Aliewetter, in dem „Reis“ schien aber doch allerhand los zu sein, denn da stand ja wahrhaftig eine Anzahl Fuhrwerke, wie man sie selbst auf den Bahnhöfen der großen Residenzstadt Berlin nicht zahlreicher zu sehen pflegt. War in Orte vielleicht irgend eine große Feier? Aber nicht doch! Menschen waren ja mit dem Zuge, außer ihm, fast gar keine mitgekommen. Sonderbar! — — — Aber sieh, dort kommt ja schon der Herr „Kollege“ angegangen. — „Nun, mein Verehrtester, Sie selbst holen mich ab? Das ist aber wirklich ungemein zuvorkommend! Wo steht denn nun unser Schlitten?“ — — „Nun, da drüben, werter Herr Kollege! Sehen Sie denn nicht? Da stehen sie ja alle neunundzwanzig!“ — — „Neun — neun — neunundzwanzig? Sie

scherzen wohl, Herr Kollege?“ — „Ich bewahre, Sie haben doch telegraphiert (hier zog er das Telegramm aus der Tasche)



Bitte pünktlich morgen Vormittag 10 Uhr 29 Schlitten auf dem Bahnhofe.“ Tableau.



Scheinbarer Widerspruch.

„So deprimiert, Baron? Was drückt Sie denn?“
„Mein leeres Portemonnaie.“



Ein guter Rechner.

Vater: „Junge, Du hast heute schon wieder den ganzen Tag die Schule geschwänzt, wie ich höre?“
Sohn: „Na ja. Dafür habe ich aber doch auch in dieser Woche schon dreimal je zwei Stunden nachgeessen; da gleicht's sich's doch mit der Schulzeit wieder aus!“



Grob.

Wirt (schmeichlerisch): „Der Herr Baron haben sich einen neuen Winterüberzieher zugelegt. Ein wunderschönes Futter darin.“

Gast: „Besser als das Futter in Ihrem Restaurant ist es schon!“



Das Schreckenskind.

Tante (an der Table d'hôte): „Sie müssen mich heute entschuldigen, meine Herrschaften, ich habe furchtbares Bahnweh!“

Die kleine Anni: „Ja, Tantchen, warum legst Du aber auch immer Deine Pähne in's offene Fenster, wo es so zieht!“



So ähnlich.

„Ich war in der Schweiz. Wo haben Sie denn gebadet?“
„Ich? In Schweiz!“



Patriotismus.

„Meine Herren, gibt's auf der Erde noch einmal so ein süßiges Bier? Darum laßt uns anstimmen das Lied: Deutschland, Deutschland über alles!“



Das verkannte Tandem.

Bauer: „Ginten hängt sich einer dran!“

— 4 —
 Ein mütiges Kerlchen.



Spießbürger: „Ach lieber junger Freund, angesichts der schrecklichen Schiffsunfälle wollen Sie wirklich noch auf die See gehen?“
 Seefadett: „Natürlich, wenn die Sache nicht gefährlich wäre, ginge ja kein deutscher Junge mehr zur See!“



Hinausgegeben.

Er (wütend): „Zum Wetter noch einmal, heute ist das Mittagessen ja wieder vollständig ungenießbar!“
 Sie: „Du etwa nicht?“

Vexierbild.



„Still, Moses, der David — mein Konkurrent kommt, zu belauschen.“ — „Wo steckt er?“

Unerwartete Auskunft.



„Sie haben ja da ein prächtiges Medaillon.“
 „Ja, darin sind die letzten Haare meines Mannes.“
 „Sind gnädige Frau denn Witwe?“
 „Nein, aber mein Mann hat keine Haare mehr!“



Nr. 183.

Sonntag, den 7. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Buser.

Fortschbung.

Nachdruck verboten.

Als Berger die bezügliche Nachricht dem Wittmeister mitgeteilt hatte, fuhr er fort:

„Anfangs sträubte ich mich lange gegen den Gedanken, daß meine Familie mich für tot halten sollte, schließlich aber erschien mir der Zufall hinsichtlich der Auffindung des Ertrunkenen als ein höherer Fingerzeig, denn ich folgte zu müssen glaubte. Ich dachte mir, daß es unter den gegebenen Umständen wohl am besten sei, wenn mit meiner Person nicht mehr gerechnet wurde. Die schwere Krankheit hatte eine große Umwandlung in mir vollzogen.“

Ich dachte jetzt ruhig und klar über alles Vergangene nach, und das Bewußtsein meiner Unschuld gab mir einen festen Halt. Die lieblosen, harten Worte meiner Frau schmerzten mich noch tief, aber sie waren mir zugleich ein Sporn, mein Leben weiter zu schleppen. Ich nahm mir endlich vor, die Welt solange im Glauben zu lassen, daß ich tot sei, bis meine Unschuld an den Tag kommen würde. Was sollte ich aber ohne Mittel und ohne jegliche Personalspapiere beginnen?

Eines Tages betrat mein Krankenstübchen ein auswärtiger Offizier, bei dessen Anblick ich sehr erschrak. Er war Pächter der Schützenjagd jener Gegend und hielt sich seit Jahren wiederholt in Ingolstadt auf, und bei diesen Gelegenheiten besuchte er in früheren Jahren regelmäßig meinen Vater, in dessen Regiment er als Junter gedient hatte. Georg, der Sohn des Holzällers, war sein Jagdhüter. Der Offizier, der mich augenblicklich erkannte, war selbstverständlich sehr überrascht, mich an diesem Orte zu finden. Von ihm erfuhr ich, daß ich allgemein als tot galt, daß mein Schwiegervater als General pensioniert wurde, und daß er mit meiner Familie ein paar Tage zuvor von Ingolstadt weggezogen sei, um sich an einem welschen Orte, in Schloß Biedenrich, niederzulassen. Ich erzählte jenem Offizier eingehendst meine Erlebnisse und fand in ihm einen edelstehenden und warmfühlenden Freund in der höchsten Noth, der er mir bis heute geblieben ist. Er berieth sich mit mir in theilnehmendster Weise über meine nächste Zukunft. Als ich ihm mittheilte, daß ich bis zur Enthüllung meiner Unschuld für die bekannte Welt tot bleiben wolle, ging er grübelnd das Stübchen auf und ab. Er mußte schließlich meinen Vorstoß billigen, allein zu dessen Ausführung fanden wir beide keinen Weg. Bevor er ging, drängte er mir in schonendster Weise seine Varschaft auf, die er bei sich trug, und versprach, andern Tags wiederzukommen.

An der darauffolgenden schlaflosen Nacht kam mir plötzlich ein Gedanke, der mich anfangs entsetzte, den ich aber schließlich nicht mehr los werden konnte. Georg, der Jagdhüter, hatte mir am Abend zuvor erzählt, daß er sich durch eine hohe Loosnummer vom Militär freigespielt habe. Wir hatten so ziemlich das gleiche Alter, die gleiche Größe und die gleiche Farbe der Haare, so daß dessen Personalbeschreibung im allgemeinen auch auf mich stimmte. Da kalkulierte ich denn, daß es wohl keiner Schwierigkeit begegnen würde, wenn ich unter dem Namen und mit den Personalspapieren des Jagdhüters als Frei-

williger in die Armee einträte. Es würde mich dieser Schritt aus meiner verzweifelten Lage befreien und mir zugleich die Möglichkeit gewähren, mit der Zeit meinen Verpflichtungen der so aufopfernden und uneigennütigen Holzällersfamilie gegenüber gerecht zu werden. Nicht wahr, Du bist etwas sonderbar berührt von dieser bedenklichen Fingigkeit, Robert?

„Ich bin überzeugt, daß wir hinsichtlich der Bedeutung und der möglichen Folgen jenes Planes beide der gleichen Anschauung sind“, entgegnete Fernwald.

„Einem Menschen, der über das Geleise einer glatt geordneten Lebensbahn nie hinausgedrängt wurde, muß ein solcher Schritt ungeheuer erscheinen. Verleße Dich aber in meine damalige Lage. Was sollte ich beginnen? Meiner Frau und meinem Schwiegervater nochmals unter die Augen zu treten, oder sie in anderer Weise mit einem Anliegen zu beunruhigen, dazu würde ich mich unter keinen Umständen entschlossen haben. Ich war geachtet in der eigenen Familie und vor der Welt, und lag elend und hilflos unter der Lchut armer Menschen, die ich entschädigen mußte und nicht konnte. Den Prokuristen Hartfeld hatte ein Zufall zu den Todten geworfen; es war am besten, wenn er unter den Todten blieb. Mein Schritt ins Dunkle schädigte niemanden, sondern nützte einer armen Familie, und für mich bedeutete er die äußerste Nothwehr gegen ein gräßliches Verhängniß.“

Andern Tags kam mein Wohlthäter, und ich theilte ihm meinen Plan mit. Wie ich voraussah, erklärte dieser ihn als abenteuerlich und ungeschicklich. Er rieth mir, daß ich mich brieflich an meinen Schwiegervater wenden und ihn um die Uebersendung meiner Papiere ersuchen sollte. „Ich habe mir die Sache reiflich überlegt“, fügte er hinzu, „und bin zu dem Entschlusse gelangt, daß es keinen anderen Ausweg für Sie gibt.“ Gegen diesen Schritt aber sträubte sich alles in mir, und ich weigerte mich mit Entschiedenheit, ihn zu thun. Der Offizier entgegnete hierauf, daß er mich in diesem Falle meinem Schicksal überlassen müsse, doch sei er jederzeit bereit, mir mit Rath und That beizustehen, sobald ich mit einem Anliegen an ihn kumte, das auf vernünftiger und solider Basis beruhe. „Sie werden bald einsehen“, fuhr er fort, „daß Sie ohne Ihre Personalspapiere und Zeugnisse nichts unternehmen können. Ich habe mir jeb ch gedacht, daß es Ihnen schwer fallen müßte, von Ihrem Herrn Schwiegervater Geld zu verlangen, das Sie jetzt unbedingt brauchen. Man kann nicht wissen, wie lange es dauern wird, bis Sie eine Stelle erhalten. Nehmen Sie deshalb dieses Darlehen, das ich als ein unverzinsliches zu betrachten bitte. Ihr seliger Vater hat mir einst aus der Patsche geholfen, und es macht mir eine ganz besondere Freude, wenn ich seinem Sohn einen kleinen Dienst dafür erweisen kann. Machen Sie sich wegen der Rückzahlung nicht die geringste Sorge; ich war zehn Jahre der Schuldner Ihres Herrn Vaters.“

Ich konnte vor Freude und Mühsamkeit kein Wort sprechen. Der Offizier drückte mir noch rasch die Hand, dann ging er. Das Päckchen enthielt achthundert Gulden in Noten.

Wann aber kann die glückselige Wahrsage, die Hofsallers-
Familie und besonders den Sohn derselben für meinen Plan
zu gewinnen. Ich sagte den Leuten, daß ich einen trübsigen
Grund hätte, mich von meinen bisherigen Kreisen vollständig
zurückzuziehen und dort den Glorien zu erwecken, daß ich über-
haupt nicht mehr unter den Lebenden weile, daß ich aber mein
Vorhaben nur dann ausführen könne, wenn es mir gelänge, un-
ter fremdem Namen in der Armee ein Unterkommen zu finden.
Ich drang in den Walsbäuer, er sollte sich unter dem Vorgeben,
daß er als Freiwilliger einrücken möchte, auf seine Tauglich-
keit untersuchen lassen und die zur Annahme erforderlichen Mi-
litärpapiere mitbringen. Für die Erfüllung meiner Bitte bot
ich ihm vierhundert Gulden. Hundert Gulden gab ich sogleich
den beiden alten Leuten für die mir von ihnen zu Theil gewor-
dene aufopfernde Pflege. Einen Tag zuvor würden diese ein-
fachen Menschen mein Ansuchen unbedingt abgelehnt haben
oder demselben jedenfalls mit großem Mißtrauen begegnet sein;
der Umstand aber, daß mich jener Offizier sich meiner so theil-
nahmewoll annahm, hob sie bald über ihre Bedenken hinweg,
und wenige Tage später war ich im Besitze der benötigten Pa-
piere. Wir kamen überein, daß der junge Mann ein paar
Jahre von der Gegend fortzog — er hat auch in der Fremde
sein Glück gemacht und ist heute ein wohlhabender Bauer —
und ich trat den Weg nach Burghausen an. Die abgelegene
Stadt erschien mir für meinen Zweck besonders geeignet, weil
ich sicher war, daß mich dort niemand kannte. Ich hatte die
Schiffe hinter mir verbrannt; eine Rückkehr war unmöglich.
Georg Hartfeld lag in Kalkheim begraben und er sollte begraben
bleiben, bis seine Unschuld an den Tag kam. In dem bleichen,
schweigenden Jäger, Georg Berger, der auf dem Kasernenhofe
zu Burghausen als Rekrut die ersten Gewehrgriffe übte, der die
Stuben auswusch und seinen untersten Vorgesetzten die Uni-
formen reinigte, ahnte niemand den ehemaligen lebenslustigen
Junker — den Schwiegerohn des Generals von Seeburg.

Berger schwieg. Eine lange Pause trat ein. Fernald sah
gefenkten Hauptes regungslos da. Plötzlich sagte er mit den
beiden Händen die Rechte des Majors. „Armer Freund!“ sagte
er mit gepreßter Stimme, „und Du hast das sechzehn Jahre
getrogen, und Du hoffst immer noch?“

„Ja, ich hoffe immer noch“, entgegnete Berger düster.
„Dure diese Hoffnung wäre ich längst nicht mehr.“

Nach einiger Zeit begann Fernald wieder: „Wäre es wohl
nicht besser gewesen, wenn Du den Rath jenes Offiziers, an
Deinen Schwiegervater zu schreiben, befolgt hättest? Dein ge-
genwärtiger Standpunkt erscheint mir unerträglich und für die
Dauer unhaltbar.“

„Er ist mir erträglicher, als das Bewußtsein, daß mich
meine Familie lebend weiß und mit Verachtung weidet. Wenn
meine Unschuld an den Tag kommt, wird ja alles anders wer-
den.“

„Mir scheint, Deine ursprüngliche, vielleicht etwas extreme
Auffassung der Verhältnisse hat sich im Laufe der Jahre zur
fixen Idee gebildet, die der Wirklichkeit nicht entsprechen dürfte.
Deine Frau würde, wenn sie Dich lebend wüßte, mit größter
Wahrscheinlichkeit längst zu einer besseren Einsicht gelangt sein.
Dein Tod aber mußte sie in ihrer unglaublichen Verblendung
bestärken.“

„Ich habe die Verhältnisse nicht extrem aufgefaßt. Meine
Frau hat mir, wie ich Dir bereits erzählte, ihre Verachtung
in's Gesicht geschleudert und gesagt, daß sie den Tod einem
Weiterleben mit mir vorziehen würde und mein Schwiegervater
fügte mir die schwerste Beleidigung zu. Meine Unschuld ist
heute noch so unerwiesen wie damals, und nur wenn diese an
an den Tag kommt, trete ich aus meinem Dunkel heraus.“

„Was hättest Du nun getan, Georg, wenn Deine Frau
sich wieder verheiratet haben würde? Das wäre doch nicht un-
möglich gewesen?“

„Nach der Lage der Verhältnisse und bei den Charak-
tereigenschaften meiner Frau brauchte ich diese Befürchtung nicht
zu hegen. Ich habe an diesen Fall wohl gedacht.“

Wieder entstand eine längere Pause, dann fragte Fernald:
„Wann hast Du jenen Offizier von Deiner Namensänderung
und Deinem neuen Verhältniß in Kenntniß gesetzt?“

„Ich sah ihn bald nach meinem Einrücken gelegentlich der
Bataillons-Inspektion wieder“, erwiderte Berger; er war da-
mals Brigade-Adjutant. Mein Schritt machte ihn sehr besorgt,
allein nachdem er nun einmal gethan war, verzich er mir ihn.
Ich war tief ergriffen von seiner Güte und Theilnahme. Dieser
herrliche, seltene Mann hat mir den Glauben an gute Menschen
und an ein höheres gerechtes Warten wiedergegeben. Er war in
einfuhrreicher Stellung, und ihm verdanke ich es, daß ich als
Unteroffizier der ich damals war, an jener Aufgabe mich be-
theiligen durfte, die mir den ersten Preis von zweitausend Gul-
den eintrug. Von dieser Summe tilgte ich in erster Linie das

Darlehen jenes Offiziers, tausend Gulden sanfte ich ansonsten
an meine Familie und den Rest behielt ich für mich zur Be-
streuung meiner bald darauf nothwendig gewordenen Equi-
pierung. Es ist sonderbar: Auf der einen Seite verfolgt mich
das denkbar größte Elend, und auf der andern ein unerhörtes
Glück. Mein Leben ist eine närrische, innerlich traurige Ro-
männie.“

Fernald fühlte, wie die Hand seines Fremdes leicht zitterte.
„Verzage nicht, Georg“, sprach er bewegt; „es wird noch alles
gut werden.“

„Robert, mich erfasst manchmal die Verzweiflung. Es sieht
hoffnungslos aus — ganz hoffnungslos! Siebzehn Jahre hab'
ich nun gewartet, von Tag zu Tag — umsonst. Und immer
hüffe ich noch.“

Fernald begann sich, auf welche Weise er den düsteren Ge-
dankengang seines Fremdes ablenken sollte. „Du wurddest be-
reits nach einer zweijährigen Dienstzeit Leutnant“, begann er
bald darauf, „und kommst dann in den Generalquartiermeister-
stab. Müdest Du in München nicht befürchten, daß Dich einer
Deiner früheren Kameraden erkannte?“

„Ich traf zuweilen mit einem solchen flüchtig zusammen und
sah dann wohl, daß der Betreffende stugig wurde; allein ich
hatte mich auf meine Rolle vorbereitet. Seit meiner Kadetten-
zeit waren außerdem zehn Jahre verflossen, und die meisten
meiner Kameraden kannten mein Gesicht und hielten mich für
tot. Wer hätte unter diesen Umständen den so rasch ampor-
rüdenden Generalführer mit Georg Hartfeld in Verbindung
bringen sollen? Eine schwere Probe war mir das Wiedersehen
mit Schulmann Schwarzweiß, meinem liebsten Jugendkame-
raden. Niemals fand ich die Rolle, die ich zu spielen gezwungen
bin, erbärmlicher, als in jenem Augenblicke.“

„Deine Familie scheint Du wohl fortwährend im Auge be-
halten zu haben?“ fragte Fernald weiter.

„Fünf Jahre nach der Trennung sah ich sie zum erstenmal
wieder. Eine glückliche Fügung führte mir meine Frau und
die beiden Kinder in die nächste Nähe. Ich habe jene Ge-
gend wiederholt umsonst bereist und Schloß Bickenrich heimlich
umschlichen. Meine Frau habe ich nunmehr zehn Jahre nicht
mehr gesehen, und vor zwei Monaten sah ich Irma nach sieben
Jahren zum erstenmal wieder. Du wirst nun mein auffallen-
des Benehmen begreifen, als mir bei meinem ersten Besuche auf
Villa Ronnengut plötzlich das Mädchen entgegentrat. Damals
wäre ich beinahe aus der Rolle gefallen. Ich wußte nichts von
Irmas Unversehrtheit in Passau, und sah nun mein zur Jung-
frau herangeblühtes Kind so unerwartet wieder. Meinen Sohn
Georg hatte ich dagegen, da ich vier Jahre Lehrer im Kadetten-
trps war, fast ständig um mich. Selbstverständlich habe ich
nicht unterlassen, meiner Familie die ganze Zeit über Unter-
haltungsbeiträge monatlich zuzusenden, soweit dies aus meinem
Gehalte und dem Ertrage von sachwissenschaftlichen Arbeiten
mir ermöglicht war.“

„Die auffallende Zuneigung Deiner Kinder zu Dir ist
übrigens interessant. Man möchte da an den magnetischen Zug
des Blutes glauben.“

„Ich finde für diese Erscheinung keine Erklärung“, entwi-
derte Berger. „Sedenfalls ist sie nicht allgemein, sondern indi-
viduell; aber sie ist nach meiner Ueberzeugung Thatfache. Es
ist dies ein Gebiet, das wohl niemand ganz erschlossen werden
kann. Zunächst dürfte die Ursache dieser Erscheinung darin zu
suchen sein, daß ich den Kindern mit Liebe und Theilnahme
entgegenkam.“

Nach einer Zeit fuhr er fort: „Ich habe mich heute Abend,
als ich mit Irma allein war, im Wette zu weit hinreich lassen
und zerbroche mir nun vergeblich den Kopf, wie ich das
wieder gut machen soll. Wir haben durch Deine Dazwischen-
kunft ein Gespräch abbrechen müssen, dessen Ende bei meinem
Gefühlszustande nicht abzusehen war. Du hast mich momentan
aus einer großen Klammne befreit.“

Berger erzählte Fernald hierauf sein Gespräch mit Irma.

„Das wirst Du kaum mehr gut machen können“, sagte der
Rittmeister nachdenklich, daß Dich Fräulein Irma in diesem
Punkte weiter drängt und wenn ihr das persönlich nicht mehr
möglich sein sollte, so wird ihre Mutter oder ihr Großvater
Aufklärung von Dir verlangen.“

Berger stützte den Kopf in die Hand und athmete tief. „Es
wird es wohl kommen“, sprach er besorgt. „Ich weiß mir kei-
nen Rath.“

„Wir wollen die Sache überschlafen und morgen weiter be-
rathen“, meinte Fernald. „Ich werde Fräulein Irma und
ihren Bruder morgen früh auf den Bahnhof begleiten; da
treffen wir ohnehin zusammen.“

Fortsetzung folgt.

Das Ehrenwort.

Von A. von Stauffen.

(Nachdruck verboten.)

„Mein Sohn!

Deinen Brief habe ich erhalten. Also Du hast wieder Schulden, und zwar in solcher Höhe und so dringende, daß Du Deinen Dienst quittieren mußt, wenn sie nicht gleich getilgt werden. Denkst Du denn gar nicht an den Jammer, den Du Deinen alten Eltern fortwährend bereitest? Wo soll ich denn all das Geld hernehmen, das Du in mehr als leichtsinniger Weise verjubelst? Baue nicht zu sehr auf unsere unwandelbare Liebe zu Dir, unserem Erstgeborenen; es könnte doch einmal der Zeitpunkt kommen, wo ich mich außer Stande sehe, Dir zu helfen. Denke auch an Deine Geschwister, die ich Dir zu Liebe nicht in ihrem Erbteil verkürzen darf. Warum können denn die auskommen? Doch, ich will des Predigens genug sein lassen. Du bist, weiß Gott, alt genug, Dir das alles selber sagen zu können. Ich habe hin und her überlegt, wie ich Dich retten kann, und bin zu dem Resultat gekommen, daß es mir diesmal noch möglich sein wird, Deine Schulden zu bezahlen. Wir müssen uns allerdings dann die nächste Zeit sehr einschränken. Von der geplanten Sommerreise, die ich mit Mama und Deinen Schwestern machen wollte, kann selbstverständlich keine Rede mehr sein; doch das ist natürlich dem Herrn Sohn gleichgültig, darunter leidet er ja nicht. An meine Hilfe knüpfe ich aber folgende Bedingungen, da ich ohne diese keine Garantie habe, daß Du nicht nach Jahresfrist wieder genau so weit bist, wie jetzt:

Erstens werde ich Deinen Regimentskommandeur bitten, Dich schleunigst aus dem teuren Berlin in eine billigere Garnison versetzen zu lassen, eine Bitte, die er mir erfüllen muß.

Zweitens verlange ich von Dir, daß Du nicht mehr spielst; denn von dem verdammten Jeu stammen ja doch die meisten Deiner Schulden her.

Ueberlege Dir die Sache wohl. Ich sehe Deiner umgehenden Antwort entgegen. Gehst Du auf meine Bedingungen ein, so helfe ich Dir dieses letzte Mal noch; wo nicht, was ich allerdings nicht annehme, erhältst Du von mir keinen Pfennig. Dann kannst Du eben sehen, wie Du Dir allein hilfst.

Daß ich Dir die Summe von Deinem Erbteil abziehen muß, versteht sich wohl von selbst.

Dein Vater.“

Ein Jahr ist vergangen, seitdem der Oberleutnant von Winkhart obigen Brief seines Vaters erhalten und sich den ihm gestellten Bedingungen unterworfen hat. Er hat sich in seiner neuen Garnison Kleinberg, wohin er sofort versetzt wurde, allmählich eingelebt, so schwer es ihm anfangs wurde, und hat einsehen gelernt, daß man auch in einer kleinen Stadt existieren kann, wenn man nur den ernststen Willen hat, sich in die Verhältnisse zu schicken. Auch in seinem Regiment hat er sich nach und nach eine angesehene Stellung errungen, was dem jungen Mann bei seinem lebenswürdigen, schmeiselsamen Charakter nicht schwer geworden. Daß er noch manchmal wehmütig an die lustigen Abende zurückdenkt, die er früher in der Großstadt verlebte, wird nicht wundernehmen; aber immer seltener beschleicht ihn die Erinnerung daran, besonders seit er in dem benachbarten Hohenhausen einen Magnet gefunden hat, der seine Gedanken fast ausschließlich gefangen nimmt.

Ja, er liebt Röschen von Feldern, und gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß auch er ihr nicht gleichgültig ist. Warum wird sie sonst immer rot, sobald er in ihre Nähe kommt, und was der gleichen Dinge mehr sind, die eine ankündigende Liebe verraten. Auch die äußeren Verhältnisse sind derart, daß einer Heirat der beiden nichts im Wege steht. Der nicht gerade reiche, aber doch recht wohlhabende, angesehene Gutsbesitzer hat außer dieser Tochter nur noch einen Sohn, der später das Gut übernehmen soll, und ist wohl in der Lage, seinen Liebling in der Ehe nicht darben zu lassen.

Als Winkhart neulich wieder einmal draußen war, um sich tiefer denn je in Röschens Blauaugen zu versenken, war übrigens die Rede, daß der junge Heinrich von Feldern, der als Reserveoffizier seines Regiments die erste Veranlassung zu dem regen Verkehr zwischen den Offizieren Kleinbergs und Hohenhausen gegeben, in nächster Zeit zu längerem Aufenthalte im Elternhause erwartet würde, um sich allmählich darauf vorzubereiten, dem alten Herrn einen Teil seiner Regierungsgeschäfte abzunehmen. Winkhart freute sich sehr darauf, ihn, von dem er schon so viel gehört, endlich kennen zu lernen, hoffte er doch im Stillen, ihn bald als Schwager begrüßen zu können.

Eines Sonntags traf er denn auch den jungen Feldern im Kasino. Dieser war ein vornehm aussehender Herr in seinem Alter, der sich viel in der Welt herumgetrieben, unter anderem auch längere Zeit in Berlin gelebt hatte, und bald fand Winkhart eine Menge Beziehungen heraus, die sie durch gemeinsame Be-

kannte hatten. Als man sich spät am Nachmittage trennte, hatte jeder der beiden Herren das Gefühl, eine angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben.

Die beiden jungen Leute sahen sich nun häufiger, teils in Hohenhausen, teils im Offizier-Kasino, wo Feldern bald ständiger Sonntagsgast war, und freundeten sich schnell mit einander an. Lange konnte auch Feldern die Neigung Winkharts zu seiner Schwester nicht verborgen bleiben, und da er sich keinen lieblichen Bewerber für diese denken konnte, so unterstützte er die Absichten seines neuen Freundes nach Kräften, zumal er bemerkt hatte, daß auch Röschens Herz beim Anblick des schmalen Leutnants höher schlug. Bald hatte er denn auch die Freude, eine Aussprache der beiden Liebenden herbeiführen zu können, dem dann das beiderseitige elterliche Einverständnis folgte.

Wer war froher, als Winkhart. Der gute Junge war verliebt wie nur einer, und die tolle Zeit, die er dereinst in Berlin verlebte, mit all ihren nervenzerrüttenden Folgen, erschien ihm oft nur wie ein böser Traum. Wie dankbar war er jetzt seinem Vater, der ihn gewissermaßen gewaltsam aus dieser für seinen schwachen Charakter so verderblichen Atmosphäre gerissen. Seine Verhältnisse waren nunmehr vollständig rangiert; er hatte gelernt, nicht mehr Geld auszugeben, als ihm zur Verfügung stand, und er fühlte sich sehr wohl dabei. Auch die Karten hatte er meiden gelernt. Wurde wirklich einmal, wie das ja auch bei sonst soliden Leuten vorkommt, ein kleines Jeu entriert, so hatte er sich immer möglichst unauffällig entfernt. Das wurde ihm auch gar nicht verübelt, denn wie er, so handelte ein großer Teil seiner Kameraden.

Heute, am Samstag, sollte nun große Verlobungsfeier im Kasino sein. Alle Regimentskameraden hatten sich dazu eingefunden; auch der zukünftige Schwiegervater und Schwager waren erschienen, und bald war, dank der vortrefflichen Bowle, alles in heiterster Stimmung, ja, bei den jüngeren Herren machte sich schon eine gewisse ausgelassenheit bemerklich. Nicht zum wenigsten war dies bei dem glücklichen Bräutigam der Fall; hatte er doch auch gar zu oft auf das Wohl seines blonden Bräutchens Bescheid geben müssen. In vorgerückter Stunde erst zogen sich die älteren und verheirateten Herren, alle mehr oder minder weinelig, zurück, während die nimmersatte Jugend noch an kein Nachhausegehen dachte. Im Gegenteil, jetzt wurde es erst gemüthlich, wie der diese Regimentsadjutant höchst respektswidrig sich zu bemerken erlaubte.

Bald waren alle unter Vorhitz des bereits bedenklich schwankenden Urhebers der Festlichkeit um den großen Speisetisch versammelt, der in eine Bierlase verwandelt war. Nur einige wenige hatten den Weggang der Vorgesetzten bemerkt, um sich im benachbarten Spielzimmer zu einem Hazardspiel niederzulassen, doch wurde dies zunächst von der zehenden Mehrzahl nicht weiter beachtet. Aber wie das so geht: nach und nach wurde die Tafelrunde immer kleiner. Ein Teil hatte sich — wie man zu sagen pflegt — polnisch empfohlen; der Rest saß allmählich um die Spieler im Nebenzimmer versammelt, teils um mitzumachen, teils um zuzusehen.

Winkhart, der nicht allein mit seinem Schwager, dem Einzigen, der ihm treu geblieben, an der verlassenem, öden Tafel sitzen bleiben wollte, gesellte sich den Zuschauern zu. Bald aber tauchten in seinem trunkenen Geiste Erinnerungen aus der Vergangenheit auf, wo er sich so manchemal bei ähnlichen Gelegenheiten befunden und mitgehalten hatte. Er zog, ohne sich seiner Handlungen mehr bewußt zu sein, das Portemonnaie und warf ein Goldstück auf den Tisch. Der Bankhalter zog die Karten ab, und Winkharts Seite gewann. Nun erwachte der alte Spielergeist in ihm; bald hatte er nur noch Interesse für die Karten, und in kurzer Zeit lag ein ganz ansehnliches Häuflein Gold vor ihm. Zwischendurch trank er tapfer weiter, und als die Herren endlich Schlaf machten, da, wie sie sagten, gegen das unverschämte Glück des Bräutigams doch nicht aufzukommen sei, war dieser in einem Zustand völliger Bewußtlosigkeit. Mechanisch strich er noch das vor ihm liegende Geld in seine Taschen, ließ sich von den Kameraden Säbel und Paletot anziehen und wurde dann von diesen mühsam nach Hause geschleift und unentkleidet, wie er war, in seinem Wohnzimmer auf das Chaiselongue gebettet, wo er alsbald in einen tiefen Schlaf versiel.

Spät erst am anderen Morgen erwachte Winkhart. Ihm war wußt im Kopf. Er konnte sich nicht darauf besinnen, wie er gestern nach Hause gekommen. Wie konnte er sich aber auch derart verunmüthigen; das sollte ihm nicht wieder vorkommen. Mühsam erhob er sich von seinem Lager, schellte dem Burschen und befahl ihm, ein Bad zurecht zu machen. Das sollte ihn erfrischen. Dann begann er sich langsam anzukleiden.

In dem Augenblick trat nach kurzem Klopfen sein Schwager ins Zimmer, der die Nacht in der Stadt geblieben war und nun mit ihm verabredetermaßen nach Hohenhausen herausfahren wollte. Lachend begrüßte er ihn mit den Worten:

„Na, alter Junge, wie geht es? Ordentlicher Vater, was? Weißt Du, Du warst aber gut gestern. Und dabei der Dusel.

„Denn habe ich noch nie gesehen.“ Brauchtest ja nur die Karten anzuordnen, dann hättest Du schon gewonnen. Es war bedenklich bedingstgültig. Du kennst doch das schöne Sprüchwort vom „Glück im Spiel und Unglück in der Liebe“. Es ist eben keine Regel ohne Ausnahme.“

Erschreckt hatte Winkhart diese Worte vernommen.

„Heinrich, was willst Du damit sagen?“ stammelte er.

„Haha!“ lachte dieser, „Du weißt wohl gar nicht mehr, daß Du gestern Abend noch gejeut hast, und zwar wie! Du scheinst Dich übrigens noch gar nicht ausgezogen zu haben; dann wird wohl der ganze Mammon noch in der Tasche stecken, wo Du ihn gestern hineingeschoben! Mach' doch mal Kasse, daß man sieht, wieviel es eigentlich ist.“

Unwillkürlich fährt Winkhart mit der Hand in die Tasche und findet sie angefüllt mit Gold und Scheinen. Allmählich kommt ihm jetzt die Erinnerung an das, was er getan. Er hat gespielt, gespielt! Er, der sein Wort als Mann dafür verpfändet hat, daß er dieses Laster für immer meiden will. Also ehelos ist er geworden. Sein Wort hat er gebrochen, er, der Offizier, dem es vor allem heilig sein soll. Wie soll er künftig vor seinen Vater treten, diesen Ehrenmann!

Diese Gedanken schiefen ihm blitzschnell durch den Kopf, und dann fällt ihm ein Ausspruch ein, den er vor Jahren einmal von seinem früheren Kommandeur gehört: „Ein Offizier, der sein Ehrenwort, das höchste Gut, was er besitzt, bricht, kann dies nur durch den Tod sühnen.“

Verwundert betrachtet Feldern den Freund. Er sieht ihn erblicken, bemerkt den verstörten Ausdruck seines Gesichtes. Aber er schiebt das alles auf die Folgen des übermäßigen Alkoholgenußes vom Abend vorher.

„Weißt Du,“ sagt er, „Du scheinst mir einen Jammer zu haben, der nicht von schlechten Eltern ist. Ich rate Dir, Dich schleunigst zu waschen und umzuziehen; das wirkt oft Wunder bei solchem Zustand.“

Bei diesen lachend gesprochenen Worten kommt der Unglückliche zu sich. „Ja — waschen — abwaschen — Du hast recht — je eher, je besser — das ist das einzige, was mir noch zu tun bleibt!“

Mit diesen Worten geht er ins Nebenzimmer.

Bald ertönt ein scharfer Knall ans Ohr des Wartenden. Er stürzt in die Stube, in der Winkhart vor wenigen Minuten verschwunden, und sieht dort den Freund in den letzten Zügen liegen, das rauchende Pistol noch in der Hand. Er hatte den Fleck auf seiner Ehre abgewaschen, abgewaschen mit Blut. —

Allgemein wurde angenommen, daß Winkhart sich in einem Anfall von Geistesgeßörtheit das Leben genommen, da man absolut keinen Grund erfinden konnte, warum der lebensfrohe, junge Mann in den Tod gegangen war. Der greise, völlig gebrochene Vater allein wußte es anders, doch kam kein Wort darüber über seine Lippen. Er wollte das Andenken des toten Sohnes vor der Welt rein erhalten; trug er doch so schon schwer genug an dem Bewußtsein, daß mit durch seine Schuld dessen unheiliges Ende herbeigeführt war.

An die Sterne.

Mit dem Flügel, der über die Wüste her
Den gewaltigen Sturmgott getragen,
Mit der Schwinge, die brausend dem gleitenden Meer
Vieltausend Wunden geschlagen,
Mit der Blut, die aus der Flamme Brand
Sich hebt zum blauen Himmelsgegend,
Entsend' ich an euch, fernkreisende Sonnen,
Den Gruß der Freuden, der Weltenwonne.

Denn ob ihr auch wandelt die ferne Spur,
Die Bahnen für Ewigkeiten,
Und unermesslich die Weltenflur
Sich dehnt in endlose Weiten,
Doch ihrer höhnt die Titanengestalt,
Der Menschengestalt, mit Gottesgewalt,
Und schwingt sich empor zum herrlichsten Aufsteig,
Und windet die Erden- und Sonnenblume.

Auflösung des Räthfels im gestrigen Unterhaltungsblatt:
„Nachtfalter.“

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,** 2416
31 Rheinstr. 31. Tel. 2763.
Bad Neuenahr. Villa Humboldt (Frau von Thünen)
Fremde n-Pension 1. Ranges.
Hochstrasse 15. Telephon Nr. 74.

Die Pension liegt in der schönsten Gegend Neuenahrs, in unmittelbarer Nähe des gr. Sprudels, der Trinkhalle und des Badehauses, frei, staubfrei und gesund. 8167

Aufgaben und Rätsel.

Magische Ede.

Die Buchstaben der beistehenden Figur sind derartig zu ordnen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend ein Hausgerät, ein Gefäß, ein Insekt, ein Getränk, ein Fährwort und einen Buchstaben nennen.

Kettenrätsel.

Unter Zugrundelegung des Wortes „Feldjäger“ bilde man 11 weitere dreifellige Wörter und zwar so, daß immer die Endsilbe des vorangegangenen Wortes die Anfangsilbe des nachfolgenden Wortes bildet. Das letzte Wort bekommt als Endsilbe die erste des gegebenen Wortes als „Feld“, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht. Die Wörter bezeichnen: 1. einen Schriftsteller, 2. eine türkisch-asiatische Stadt, 3. einen Palast in Rom, 4. eine Stadt in Italien, 5. eine Stadt in der Schweiz, 6. eine Stadt in Baden, 7. einen Vogel, 8. eine Münze, 9. einen Staat in Amerika, 10. einen biblischen Namen, und 11. eine Stadt in der Rheinprovinz.

Buchstaben-Doppelrätsel.

aus 39 Buchstaben bilde man 13 aus je 3 Buchstaben bestehende Wörter von folgender Bedeutung: einen Artikel, Fluß in Afrika, altdeutsche Waffe, biblischer Name, Temperatur-Bezeichnung, einen Artikel, ein Getränk, eine Stadt in Frankreich, Abschiedsgruß, mythologische Gestalt, Beamtenittel, einen Landstrich, und eine Bezeichnung für Gattung. Vor jedes dieser Wörter setzt man zwei der nachstehend angegebenen Buchstaben, so daß neue Hauptwörter entstehen, deren richtig geordnete Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten Violinspielers nennen.

Die Buchstaben sind: a c e e e e e e e e h h i i i m m m o o p p r r s t u.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Diamanträtsel.

3
G i g a n
S a g e l a
S t r e h l e r
S c h a n f l e r
V o l t e n b a g e n
3 i g e n n e r s h e i m
G a n d e r s h e i m
W a r m b r u n n
S c h a d o w
V y r o n
R o m
n

Tauschrätsel.

Saum
Wanne
Ader
Keller
Ofen
Pacht
Müchel
Müster
Nebel
Diebe

Stwakopmund.

Rebus.

Anfangen ist leicht, beharren ist Kunst.